

Wenn Katzen Weihnachten feiern

Die schönsten
Geschichten
zum Fest



it

insel taschenbuch 4937
Wenn Katzen Weihnachten feiern



Katzen lieben Weihnachten und alles, was dazugehört: verschneite Landschaften, ein Baum mit lauter bunten Kugeln, köstliche Leckereien und gemütliches Beisammensein – das Fest der Liebe wollen auch unsere Samtpfoten nicht missen.

Von einer streunenden Katze, für die Weihnachten eine Überraschung bereithält, von einer wahren Hexenkatze, von ganz besonderen Freundschaften und einer weltberühmten Katzenmuse ... davon und von vielem mehr erzählen die hier erstmals veröffentlichten Geschichten von Claire Beyer, Eva Demski, Ellen Dunne, Tanja Dückers, Tatjana Kruse, Christiane Lind, Henrike Wilson, Franziska Wolffheim u. v. a.

Wenn Katzen Weihnachten feiern

Die schönsten Geschichten zum Fest

Herausgegeben von Gesine Dammel

Insel Verlag

Erste Auflage 2022
insel taschenbuch 4937
Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2022

Quellennachweise am Schluss des Bandes

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München

Satz: Satz-Offizin Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn

Druck: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-68237-0

www.insel-verlag.de

Inhalt

Claire Beyer, Theias Kreise	7
Nadja Mayer, Schmidt sucht das Weiße	16
Franziska Wolffheim, Die Schneehexe	26
Tatjana Kruse, In dulci Gargantua	36
Henrike Wilson, Der festlichste Kater der Welt	46
Ellen Dunne, Von der Muse gekratzt	56
Christine Grän, Katzenjammer	67
Eva Demski, Der Geist der Weihnacht	77
Christiane Lind, Weihnachten mit Dackel	84
Annette Amrhein, Weihnachten ohne Fluse . .	109
Charlotte Link, Wirklich clever, dieser Weihnachtsmann	122
Erika Pluhar, Es gab nur eine Katze in meinem Leben	131
Tanja Dückers, Ostap	134
Quellenverzeichnis	147

Claire Beyer
Theias Kreise

Besser hätte es für Theia nicht kommen können.

Sie war die einzige Bewohnerin eines seit langer Katzenzeit leerstehenden Hofgebäudes, hielt es mäuse- und rattenfrei und kümmerte sich darum, dass die Tauben sich nicht auf dem Dachboden einnisten. Mit ihrem Geschrei vertrieb sie Füchse und andere Wildtiere und ließ gerade noch die Schwalben gewähren. Letztere allerdings mehr aus Gründen der Unerreichbarkeit als aus Sympathie für die so ästhetischen Flugkünstler. Weil sie von klein auf menschliche Nähe gewohnt gewesen war, fühlte sie sich jedoch einsam, vor allem jetzt, in der beginnenden Adventszeit. Nachbarliche Höfe lagen zwar in der Nähe, sie waren aber ebenso verlassen und heruntergekommen und verwittert. Wie ein Haufen Kohlköpfe im Spätwinter.

Nachdem die Bäuerin verstorben war, fand sich keiner, der den Hof übernehmen wollte. Die Kinder und Enkel nicht und erst recht keine fremden Käufer, die die Erben mit allerlei verführerischen Argumenten über die gute Landluft anlocken wollten. Es wurde Winter, dann Sommer, Frühling und Herbst, und bald fielen die ersten Mauern ein und ein eifri-

ger Efeu überwucherte zuerst den Flieder und machte sich dann über das Haus her. Das Hofgebäude drohte unter einem andauernden Ächzen zu sterben. Theia bot es dennoch eine Heimat. Sie kümmerten weder die eingefallenen Wände noch das Efeugestrüpp; sie hatte ein Dach über dem kleinen getigerten Kopf und Mäuse und anderes Getier boten ihr Nahrung. Das genügte zum Überleben; Wasser fand sie in der heruntergefallenen Dachrinne.

Als in diesem Jahr die ersten Schneeflocken fielen, erinnerte sich Theia an die Weihnachtszeit mit ihrer Menschenfamilie. Als junges Kätzchen hatte sie damals in der Adventszeit auf dem Fußboden der Küche gelegen, der nichts mit der Mondlandschaft von heute gemein hatte, sondern nach Wald und Harz roch. Sie hatte die Ruhe und Wärme genossen, wie es nur die Katzen vermögen. Doch irgendwann war sie hochgefahren. Es hatte gepoltert und gelärmt. Die Hausherrin war zurückgekommen. Und nicht nur das. Die Tür war weit aufgerissen und ein riesiges grünes Ungetüm von Tannenbaum hindurchgeschoben worden. Theia floh entsetzt unter die Sitzbank, wo sie Jupp, den Hofhund, schlafend und laut schnarrend vorfand. Er war so vollgefressen, dass er nicht mal bemerkte, als sie ihn an der Nase kratzte, weil sie wollte, dass er zur Seite rückte.

In den Tagen danach lag ein wunderbarer Geruch nach Backwerk in der Luft. Theia hielt sich so lange

wie möglich in der Küche auf und sprang dabei auf einen dreibeinigen Hocker, den sie vom Stall kannte. Er roch nach den Kühen und nach Milch, nach der Bäuerin und nach Jupp. Holzscheite lagen rotglühend in einem Kamin. Es war eine gemauerte Feuerstelle, der sie sich nicht zu nähern traute, denn die Funken des manchmal noch feuchten Holzes stoben in alle Richtungen über den Boden. Die Bäuerin hatte die Glutnester schimpfend ausgetreten und sich nicht weiter um die schwarzen Flecken gekümmert, die den alten Holzboden wie ein Feld mit Mauselöchern aussehen ließ. Vom Hof her hörte Theia das Lachen der Kinder, die zu Besuch waren, und ihre lauten Bravorufe, wenn der Schlitten wieder gegen den Misthaufen geprallt war. Später, als es richtig dunkel geworden war, hörte sie, noch immer vor dem Feuer sitzend, wie die Traktoren angelassen wurden und die Besucher mit aufheulenden Motoren davonfuhren. Theia legte sich auf den Boden und träumte von Feldmäusen.

Am nächsten Morgen näherte sie sich mit vorsichtigen Schleichbewegungen dem Baum, und als sie begriff, dass von ihm keine Gefahr ausging, inspizierte sie ihn. Ein Platz unter den tiefhängenden Zweigen wurde ihr neues Versteck. Es war wie im Wald, nur wärmer.

Immer häufiger und länger blieb sie dort liegen. Nichts zog sie hinaus, denn es hatte kräftig geschneit

und die vermaledeiten Schneeflocken hockten auf ihrem Fell und die Nässe und Kälte krochen bis unter die Haut. Eines Tages, sie war gerade eingeschlafen, nachdem sie lange aus sicherer Entfernung ins lodernde Kaminfeuer gestarrt hatte, wurde sie plötzlich geweckt, als sich die Kinder am Baum zu schaffen machten. Sie hatten eine große Kiste mitgebracht. Theia verließ maunzend ihren Platz und beobachtete, was passierte. Kugeln aus Glas, Sterne aus Stroh, Holzfiguren, Kerzen und lange, goldene Fäden zogen fast die Zweige nach unten. Die Katze buckelte, als der Baum plötzlich leuchtete. Dann verschwanden die Kinder wieder, und Theia konnte sich das Ganze in aller Ruhe ansehen. Sie zog und zerrte an der Dekoration, scherte sich nicht um die zerbrochenen Christbaumkugeln und gab erst Ruhe, als sie die untere Hälfte des Baums abgeräumt hatte.

Am schönsten aber war es am Weihnachtsabend gewesen. Überall raschelndes Papier und jede Menge Kartons, in denen sie sich prima verstecken konnte. Und bei allen Spielen und Tobereien durfte sie dabei sein, ohne verscheucht zu werden. Die große Fröhlichkeit übertrug sich selbst auf die sonst so mürrische Bäuerin und den faulen Jupp. Seine Rute schlug vor Begeisterung unablässig auf den Boden.

Das war lange her. Sie vermisste das Fest. Vielleicht machte sie sich deshalb, als die ersten Schnee-

flocken auf die Dächer und die Felder fielen, auf den Weg zu dem einzigen Nachbarhof, in dem seit kurzem wieder Menschen wohnten. Leider auch ein Hund, der vor Wut jedes Mal schier seine Kette zerriß, wenn Theia am Grundstück vorbeistreifte.

Es war ein windiger und kalter Herbsttag gewesen. Sie hatte ein brummendes Geräusch vernommen. Sie war dem Lärmen gefolgt und ganz außer Atem am Nachbarhof angekommen. Dort verfolgte sie das Geschehen aus sicherer Entfernung. Ein Ungetüm von Motorrad war auf den schlammigen Hofplatz gefahren und hatte vor dem Haupthaus eine Runde gedreht. Dabei sah Theia, dass in einem Seitenwagen ein Riese von einem Hund saß – mit einer schweren, schwarzen Motorradbrille auf seiner langen Schnauze. Der groteske Anblick nahm Theia augenblicklich die Angst, und als der Fahrer, ein stämmiger Mann mit langen Haaren und silbern glänzenden Ringen an den Ohren und in der Nase, dem Hund befahl, auszusteigen, setzte sich Theia gelassen hin.

Lunas, raus da!, rief der Mann, und der Hund befolgte es mit eingeklemmtem Schwanz.

Die kläffende Bestie ähnelte Jupp, hatte aber nichts von dessen Charakter abbekommen. Mit Jupp war von Anfang an alles so leicht gewesen. Als kleiner Katzenfindling war Theia auf der Suche nach Wärme in seine Hütte getapst und hatte sich zwi-

schen seine Vorderpfoten gelegt. Damals war das unsichtbare Band zwischen ihnen geknüpft worden. Jupp, ihr Beschützer, so wurde er von der Bäuerin genannt. Da sein Wirkungskreis aber nur so groß war wie seine Kette es ihm erlaubte, war Theia zu seiner verlängerten Freiheit geworden. Obwohl sie viel Zeit mit ihm verbrachte, streunte sie auch halbe Nächte durch die Hofanlage. Sie kam jedoch immer zu ihm zurück, und Jupp begrüßte sie stets so freudig, wie es nur ein Hund vermochte. Theia war klein, aber nichtsdestoweniger gerissen. Sie kannte die Zugänge zur Vorratskammer der Bäuerin und schlug sich dort den Bauch voll, wenn die Chefin mit ihrem alten Traktor vom Hof fuhr. Und immer packte Theia mit ihren spitzen Zähnen eine Wurst oder ein Stück Speck und schleppte die ergaunerte Beute zu Jupp. Die Bäuerin, die ihre Hoftiere meist nur mit Brotsuppe und Kartoffelresten fütterte, wunderte sich zwar darüber, dass Hund und Katze so rund waren und ein glänzendes Fell hatten, hinter das Geheimnis aber kam sie nie. Als Jupp alt geworden war, zeigte die Bäuerin Mitleid, und er durfte von der Kette und sogar ins Haus, wo er nach einer kalten Januar- nacht nicht mehr aufgewacht war.

Auf ihrem Weg zum Nachbarhof hörte Theia schon von weitem, dass Lunas winselte. Sein Heulen war ebenso beeindruckend wie sein Gebell. Schnell schlich

sie durch das hohe Gras und entdeckte vor dem Hofplatz zwei Mountainbiker, die auf Lunas starrten. Der hing hechelnd und keuchend an seiner Kette, die sich eng um einen abgesägten Baumstamm gewickelt hatte. Vermutlich war Lunas aus Zorn über die Fahrradfahrer so oft um den Stamm herum gerannt, dass sich die Kette aufwickelte und er sich in diese ausweglose Situation gebracht hatte. Lunas war erschöpft, und die Kette schon so kurz, dass er dem Erstickungstod nahe war. Die Männer redeten miteinander, unternahmen nichts. Vermutlich trauten sie sich nicht, dem Hund näher zu kommen. Und vom Besitzer war weit und breit nichts zu sehen. Theia nahm allen Mut zusammen, zwängte sich unter dem Zaun hindurch an den Fremden vorbei und näherte sich dem japsenden Hund. Sie setzte sich direkt vor Lunas auf den Boden. Der Hund versuchte sich aufzubäumen, wollte nach ihr schnappen. Doch Theia ließ sich nicht einschüchtern. Sie zog ein Stück weiter und noch eines, und Lunas folgte dem entstehenden Kreisbogen. Nach der ersten Runde schon lockerte sich der Druck um seinen Hals, er bekam wieder Luft, und als hätte er begriffen, dass die Katze ihn aus seiner todbringenden Lage befreien würde, winselte er in versöhnlichem Ton. Theia vergrößerte den Radius, ging aber immer weiter im Kreis um Lunas herum und nach einigen Umdrehungen lag die Kette wieder lang auf ebener Erde.

Hund und Katze saßen sich still gegenüber, dann schleppte sich Lunas zu Theia und stupste sie leicht an. Die Mountainbiker applaudierten.

Inzwischen war der neue Hausherr zu ihnen gestoßen. Keiner hatte darauf geachtet, dass er zwischenzeitlich auf den Hof gefahren war. Die Männer erzählten, was vorgefallen war, dass die Katze es geschafft hatte, den Hund in die erlösende Richtung zu lotsen. Es grenze an Zauberei, ereiferte sich der eine, an ein Wunder, ergänzte der andere.

Der Hausherr versprach, den Baumstamm zu entfernen, um ein solches Drama in Zukunft zu verhindern. Er ging ins Haus und kehrte mit einem runden Tablett zurück. Die Biker bekamen ein Kirschwasser, während Theia mit einem großen Stück Wurst belohnt wurde. Beim Anblick von Lunas zögerte er zunächst, schalt ihn gar einen Dummkopf, doch schließlich ließ er sich von Lunas' traurigem Anblick erweichen, und es gab auch für ihn eine bereitgelegte Leckerei. Dabei sah er, dass sich das Halsband tief in die Haut des Hundes geschnitten hatte.

Nach dem Besuch beim Tierarzt durfte Lunas von der Kette und sich im Haus ausruhen. Dort besuchte ihn Theia jeden Tag zur selben Stunde. Und als gäbe es auch ein Gewohnheitsrecht für Tiere, blieb es dabei, dass Lunas ins Haus durfte, wenn Theia kam. Auch an Heiligabend. In der großen Stube stand ein prächtiger Baum mit weit ausladenden Zweigen, die

nach Wald und Moos dufteten. Darunter war eine weiche Decke ausgebreitet, auf der Theia und der längst genesene Lunas aneinandergeschmiegt lagen.

Die Katze schnurrte, der Hund brummte vor Wohlbehagen, als der Mann an den Kamin trat, um Holz nachzulegen. *Buchenholz*, sagte er zu den beiden, um seine Verlegenheit zu überspielen.

Nadja Mayer
Schmidt sucht das Weiße

Schmidt lag seit Stunden auf der Fensterbank und döste in der warmen Heizungsluft vor sich hin. Gelegentlich, wenn er eine Bewegung oder ein Geräusch wahrnahm, öffnete er kurz das linke Auge einen Spalt, um es dann sofort wieder zu schließen. Abgesehen davon, dass Schmidt sich unsäglich langweilte, fand er es eigentlich ganz gemütlich auf seinem Platz. Es war still, sehr still, nur selten fuhr ein Auto durch die Straße. Draußen tschilpte dann und wann eine Amsel im kargen Busch. Als jedoch Jasper wie jeden Sonntag die Zeitung geräuschvoll beiseitelegte, ahnte Schmidt, dass es mit der Ruhe vorbei war. Schon dröhnte es aus den Boxen »... and may all your Christmases be white«, und Jasper pfiff dazu. Schmidt räkelte sich, dehnte seine Vorderbeine, als ließen sich damit die Töne einzeln vertreiben, und rollte sich wieder zusammen. Jasper deutete dies als Wohlgefallen. »Ich glaube, unser Kater mag es, wenn die Beach Boys Weihnachtslieder singen«, lachte er. Das Gegenteil war der Fall.

Schmidt vermisste die Sonne. Seine Sonne, die richtige, warme Sonne des Südens, und er vermisste die Kirchen, die er sich nur mit dem Coro Paroquial

und den zwei Padres teilen musste: die Santa Maria Do Castelo mit ihrer großen Uhr, die Igreja da Misericordia und vor allem die kleine Igreja Matriz de Santiago. Schmidt liebte den Geruch von Weihrauch und Mottenkugeln, der ihm aus den Kirchen entgegenströmte, und er liebte das sonntägliche Geläut. Er mochte die alten Mütterchen, die hier mit kleiner, flinker Geste und großem Ernst ihr Kreuz schlugen und immer ein streichelndes Händchen für ihn, den Kater, übrig hatten, und er mochte auch die Männer von den Booten, die mit strenger Miene und gesenktem Haupt eintraten und herrlich nach Fisch und Meer rochen. Es gab sehr viele Kirchen in Tavira. Und Schmidt kannte sie alle. War er hungrig, musste er nur in eines der Gotteshäuser gehen. Hier ließen sich immer ein paar Mäuse auftreiben. Und wenn ihm der Steinboden unter den Bänken zu kühl wurde, ging er hinaus in die Sonne, die richtige, warme Sonne, legte sich auf die Praça de República und schaute den Mauerseglern beim Nestbau zu.

Nun lag er in einem gut geheizten Reihenhaus am Fenster, und ein hässlicher grauer Zaun mit einem kargen Busch davor war alles, was er sah. Schmidt verspürte einfach keine Lust, nach draußen zu gehen, jetzt, da der Boden eiskalt und die Erde feucht war. Als Jasper und Lotte ihn gerettet hatten, wie sie es nannten, ihn also aus Portugal, wo es für Katzen ein hartes Leben ist, wie sie fanden, mitbrachten

nach Niederursel, einen kleinen Stadtteil im Frankfurter Norden, war Schmidt ein angriffslustiger junger Kater mit zotteligem Fell gewesen. In den Straßen von Tavira war er bekannt. Die anderen Kater fürchteten seinen Wagemut. Natürlich hieß Schmidt eigentlich gar nicht Schmidt. Der Name war Jaspers Idee gewesen. »Irgendwie erinnert mich der Kater an einen Professor, den wir am philosophischen Institut hatten.«

Schmidt war nun schon seit drei Monaten bei Jasper und Lotte. Und er hatte sich an so manches gewöhnt. Zum Beispiel daran, dass überall Teppiche auf dem Boden lagen, an denen man mit den Krallen hängen blieb, was unangenehm war, und die zentimeterweit rutschten, wenn man mit genügend Anlauf daraufsprang, was herrlich war. Oder daran, dass es hier niemand zu würdigen wusste, wenn Schmidt eine tote Maus oder einen toten Vogel auf die Fußmatte vor der Eingangstür legte. Gleich in der ersten Woche hatte Schmidt eine Maus fein säuberlich auf der Matte platziert, den Schwanz sogar noch ein wenig gerade gezupft und gewartet. Als Lotte das tote Tier entdeckte, schrie sie kurz auf und rannte in die Küche, um eine Kehrschaufel zu holen. Ohne Schmidt auch nur eines Blickes zu würdigen, bugsierte sie die Maus auf die Schaufel und brachte sie zur Mülltonne. Schmidt war beleidigt. Drei Tage lang ließ er Jasper und Lotte spüren, dass man so et-

was mit einem portugiesischen Kater nicht machte. In Tavira brachte eine tote Maus immer Anerkennung: von den Padres, von den Mütterchen und immer auch von den anderen Katzen. Schmidt hatte Heimweh.

Seit Schmidt in Deutschland war, bekam er sein Futter aus Dosen. Meist war es Lotte, die es ihm auf einem kleinen weißen Tellerchen mit blauem Rand servierte, und es schmeckte nicht schlecht. Doch Schmidt fehlte das Jagen. Dieses Gefühl der Überlegenheit, das damit verbunden war. Ich, Kater. Du, Vogel. Wollen wir doch mal sehen, wer hier der Stärkere ist! Schmidt schubste die gestapelten Vorräte aus dem Schrank, sobald die Tür offen stand, und ließ sie über den Boden rollen. Das erinnerte ihn ein wenig an die Mäuse, die unter den Kirchenbänken herumflitzten. Aber Lotte räumte die Dosen immer sofort wieder auf.

Wenn nur endlich dieser schrecklichste aller Tage vorbeigehen würde. Denn von den Wochenenden, die Schmidt generell lästig fand, weil dann im Haus gar nichts mehr stimmte, war der Sonntag der Gipfel. Lotte und Jasper hielten sich dann an keine der Regeln, die unter der Woche unumstößlich schienen wie der Aufgang der Sonne, das nervöse Räuspern von Jasper am Ende eines Satzes oder das Klappern des Briefkastens. Manchmal vergaßen sie sogar, sein weißes Tellerchen rechtzeitig zu füllen.